

Die dunklen Seiten des digitalen Alltags

Internet und Smartphone haben vieles einfacher gemacht. Stimmt. Aber heute ist einmal die Rede von ihren riesigen Nachteilen



Katja Rost

haben Sie schon einmal Ihr Smartphone verloren oder verlegt? Dann kennen Sie das Gefühl plötzlicher Leere. Agenda, Kontakte, Fotos – alles weg. Telefonnummern kennt man auch nicht mehr auswendig. Glück im Unglück hat, wer regelmässige Sicherungskopien macht. Trotzdem sind viele Dinge unwiderruflich verschwunden, etwa die elektronisch erworbenen Bahnбилlette. So erging es mir neulich. Wie ich lernte, werden Billette bei einem Back-up nicht gesichert. Die App gehört ja nicht zu Apple. Klar, das war sicher im Kleingedruckten vermerkt. Mein Mann machte den Horror letzte Woche durch. Unvermutet kaputtlierte sein Smartphone. Er benötigte geschlagene zwei Tage, um sein Leben wiederherzustellen. Dabei scherzt er jeweils, ich würde meine Termine noch in Stein meisseln, weil ich eine handschriftliche Agenda führe. Die wird dafür bei Verlust zurückgesendet. Zudem ermöglicht sie mir, selbst zu entscheiden, wen ich wann treffe. Über die elektronisch

einsehbaren Termine meines Mannes entscheiden hingegen Sekretariat und Kollegen.

Die Digitalisierung macht uns aber nicht einfach nur zu Abhängigen. Schlimmer: Sie sorgt für Wut und Einsamkeit.

Der Kauf eines neuen IT-Geräts zum Beispiel. Das ist oft einfach nur ein Ärgernis. Programme und Apps müssen neu geladen werden. Passwörter funktionieren nicht mehr. Das neue Gerät tickt völlig anders als das alte. Selbst für die Installation eines Fernsehers benötigt man mittlerweile einen Studienabschluss oder viel Nerven. Vorbei sind die Zeiten, in denen der Kauf neuer Geräte Freude bereite. Als Folge davon möchten viele die erworbenen Geräte möglichst lange nutzen. Das geht leider nicht. Selbst bei intakter Hardware zwingen uns Firmen durch schnell veraltende Software, Folgetechnologien und Verträge zum beständigen Neukauf. Kein Wunder, kommt eine Studie zum Ergebnis, dass in 20 Jahren Smartphones und andere IT-Geräte zum grössten Verursacher klimaschädlicher Gase werden könnten. Ein weitere Plage sind die Software-Updates. Diese installieren sich genau dann, wenn man das Gerät dringend benötigt. Nach Stunden des Wartens funktionieren unerwartet andere Programme nicht mehr. Es ist zum Verzweifeln. Und an wen richtet man die Wut? An eine anonyme E-Mail-Adresse oder ein Callcenter in Irland!

Erinnern Sie sich noch daran, wie es sich mir vor 15 Jahren anfühlte, im Tram zu sitzen?



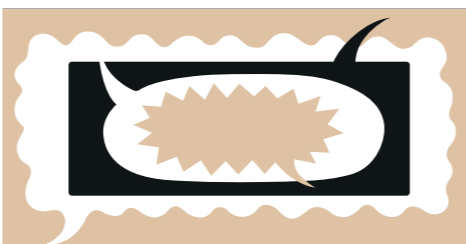
Vorbei sind die Zeiten, in denen der Kauf neuer Geräte Freude bereite.

Man schaute die Stadt an. Man schaute sich um. Man kam ins Gespräch. Tempel passati. Heute starren wir in unsere Smartphones und haben Kopfhörer auf. Wir ignorieren uns gegenseitig. Nicht nur im Tram. Auch bei Vorträgen, auf Feiern oder beim romantischen Essen zu zweit. Studien bestätigen, dass die häufige Nutzung sozialer Netzwerke einsam und unglücklich macht.

In vielen sozialen Netzwerken geht es längst nicht mehr um das Teilen authentischer Inhalte, sondern um Aufmerksamkeitsökonomie. Wer postet am häufigsten? Wer hat die meisten Follower? Naturgemäss ist da mehr Unnützes als Nützliches zu finden. Eine wachsende Zahl Menschen setzt deswegen die Nachrichten von Facebook, Twitter und Co. auf Spam. Der Anteil aktiver Facebook-Nutzer hat sich seit 2012 halbiert. Auch Twitter ist mit derzeit nur drei Prozent wöchentlichen Nutzern rückläufig. Man verpasst nichts und hat Zeit für relevante Dinge.

Die Digitalisierung hat unser Leben nicht nur erheblich erleichtert, sondern auch erheblich erschwert. Trotzdem feiern viele Entscheidungsträger noch immer nur die positiven Seiten. Mit einer so unkritischen Haltung läuft man Gefahr, fremden Trends hinterherzulaufen, statt eigene Trends zu setzen. Gerade die Schattenseiten der Digitalisierung bieten Innovationspotenzial!

Katja Rost ist Soziologieprofessorin an der Universität Zürich.



Showdown
Stefan Bühler

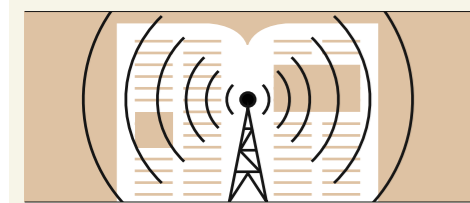
Jüngst ist bei uns im unteren Gürbetal ein Fachmann für Personalfragen eingetroffen, ein HR-Manager. Wir waren überrascht, denn eingeladen hatte ihn niemand. Und wir hätten ihn wohl bald wieder weggeschickt, hätte er nicht am Stammtisch im «Bären» in die Runde geschaut und gesagt: «Beeindruckendes Humankapital, wirklich beeindruckend!» Damit hatte er Locher Ruedi, unseren Vordenker, im Sack. Und ehe wir uns versahen, lag vor jedem von uns ein Fragebogen, den wir ausfüllen sollten.

Die Auswertung ergab, dass wir mit unserem Vordenker grundsätzlich sehr zufrieden sind, im unteren Gürbetal jedoch ein starker Wunsch nach mehr Agrarsubventionen besteht. Da aber weder Locher noch der HR-Manager die Subventionen beeinflussen können, wie sie einhellig beteuerten, legten sie ihr Augenmerk auf die dritte Erkenntnis: Dass bei uns «erhebliches Potenzial zur Erhöhung der Arbeitsproduktivität» bestehe, wie der HR-Manager erklärte. Er präsentierte einen Massnahmenplan, dessen Implementierung künftig in regelmässigen Erfolgskontrollen überprüft werden solle. Dazu zählt, dass wir unsere Chabisköpfe ab sofort 10 Zentimeter näher beisammen pflanzen, um die Chabisdichte zu optimieren «und damit die Kosten pro Kopf entsprechend zu reduzieren», wie der HR-Manager vorrechnete. Jaromir, unser polnischer Erntehelfer, erhielt zudem den Auftrag, mit jedem Chabiskopf monatlich ein standardisiertes Perspektivgespräch zu führen und zu protokollieren. Zur Auswertung dieser Protokolle heuerte der HR-Manager ein zehnköpfiges Team von HR-Experten an. Auf unsere Kosten.

Bisher liegt nur ein Ergebnis vor: Unerklärlicherweise hat sich in unserem Suurbachis der Säuregehalt verdoppelt. Laut dem HR-Manager ist das alarmierend. Er hat eine breite Untersuchung eingeleitet.

Medienkritik

Radio braucht Distanz zum Fernsehen



Katharina Bracher

Ende Juni entscheidet der Verwaltungsrat der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG) darüber, ob die gesamte Abteilung Information des Radios von der Hauptstadt weg nach Zürich, direkt neben das Fernsehstudio, verschoben werden soll. Grund für diese Massnahme sind die Sparziele, welche die SRG zu erfüllen hat. Die Idee ist ein medienpolitischer Wiederwähler. Schon seit Jahrzehnten geistert die Idee in den Köpfen wechselnder SRG-Direktoren, das Reserveland auf dem Leutschenbachareal mit einem Radiostudio zu bebauen.

Lis Borner, die Chefredaktorin Radio, gibt sich optimistisch und sagt, sie wolle lieber bei Mauern als bei Menschen sparen. Und die SRG verkauft den Berner Lokalpolitikern die Umzugsaktion als Förderalismus, angeblich werden im selben Zug die Regionalredaktionen gestärkt.

Doch Kritiker befürchten nun zu Recht, dass sich mit dem Umzug der Zürcher Einfluss auf die Berichterstattung weiter akzentuieren wird. Es gibt aber einen viel triftigeren Grund, warum das «Echo der Zeit» bald anders klingen könnte und die



Selbst bei der internet-affinen Jugend steht das Schweizer Radio an oberster Stelle, wenn es um die Glaubwürdigkeit geht.

Hörerschaft dem Umzug skeptisch entgegenblicken sollte: die räumliche und organisatorische Nähe zum Fernsehen. Das Radio ist dem publizistischen Gravitationsfeld des Fernsehens schon länger ausgesetzt – nicht zuletzt aufgrund des 2010 ins Leben gerufenen Konvergenzprojektes, das zum Ziel hat, die SRG-Medien inhaltlich stärker zu verschränken und aufeinander zu beziehen. Es steht zu befürchten, dass dem räumlichen und organisatorischen Zusammenrücken bald auch eine inhaltliche Nivellierung folgen wird.

Das Schweizer Radio steht seit je vom Zeitgeist überbeugt als Garant für qualitativ hochstehende, vertrauenswürdige Informationen. Nicht zufällig ist es im Gegensatz zum Fernsehen seit Jahren in Fachredaktionen gegliedert, um Dossierfestigkeit und Sachkompetenz der Journalisten zu fördern. Diese Qualität schätzt die Mehrheit der Schweizer Medienkonsumenten, die in Umfragen zur Glaubwürdigkeit der Medien seit Jahren das öffentlich-rechtliche Radio an erster oder spätestens zweiter Stelle nennen. Selbst bei der internetaffinen Jugend steht das Schweizer Radio an oberster Stelle, wenn es um Glaubwürdigkeit geht. Die Leistung des Radios wurde denn auch von Stimmbürgern, die sich gegen die «No Billag»-Initiative aussprachen, am häufigsten als Argument genannt.

«If it ain't broke, don't fix it», heisst es im englischen Spracherbum: Man soll nicht reparieren, was nicht kaputt ist. Es könnte sein, dass man es zu Tode repariert.

Grenzerfahrung

Wer hat, dem wird gegeben



Barbara Hofmann

Während heftiger Regenzeiten, wie sie momentan im Süden der Schweiz herrschen, rät die Kolumnistin ihren Gästen stets zum Museumsbesuch. Im Tessin gibt es 94 Museen und andere kulturell und historisch interessante Orte, wie etwa die Burgen von Bellinzona, die Locarnese Wallfahrtskirche Madonna del Sasso oder naturhistorische Besonderheiten wie den Monte San Giorgio, der genauso wie die Burgen von Bellinzona zum Unesco-Weltkulturerbe zählt.

Es sind auch Geheimtipps darunter, Bijoux wie zum Beispiel das kleine Museum zur Geschichte der Medizin in Cadenazzo. Die beiden Initianten haben eine reichhaltige Sammlung relevanter Gegenstände und Elemente der Medizingeschichte im Tessin der letzten 200 Jahre zusammengetragen. Doch nun droht dem kleinen Museum das Aus, wie das Onlineportal to.ch diese Woche berichtet hat. Die zwei Betreiber, ein Ehepaar, verzeichnen zwar einen recht guten Besucherzulauf und sie bekommen auch einen Zustupf von der kantonalen Spitalorganisation und vom Zentrum für biomedizinische Forschung – aber das reiche hinten und vorne nicht, sagen sie. Das kleine

Museum in Cadenazzo ist nur ein Beispiel unter vielen. Viele dieser kleinen Museen könnten ohne sehr viel Freiwilligenarbeit gar nicht überleben. Dabei dokumentieren gerade sie viel vom Alltagsleben und der Geschichte der Menschen – statt Spitzenleistungen oder Kunstwerke auszustellen. Aber das wird nicht gefördert.

Fünf Millionen Franken investiert der Kanton jährlich in die Museen – aber meist in die grossen Institutionen in Chiasso, Mendrisio, Lugano oder Locarno, wo oft auch noch der Bund zahlt. Diese Institutionen können sich eine moderne Infrastruktur und Öffentlichkeitsarbeit leisten. Kleinere und kleine Museen, wie das medizingeschichtliche Museum oder das Blechdosenmuseum oder wie sie alle heissen, zeigen zwar interessante Zeugen der Geschichte, doch fehlt ihnen das Geld, um in eine moderne Museumsinfrastruktur zu investieren. Sie können nie auf einen grünen Zweig.

«Wer hat, dem wird gegeben», heisst es beim Evangelisten Matthäus. Die Soziologie spricht darum vom Matthäus-Effekt, der Volksmund sagt: Der Teufel scheisst immer auf den grössten Haufen. Für die Tessiner Museen heisst das, dass die Kleinen nichts oder wenig bekommen, die Grossen hingegen kräftig profitieren. Der Tessiner Erziehungsdirektor Manuele Bertoli sagt: «Wir können nicht allen helfen.» Es gebe zwar viele Privatmuseen, aber manche seien nicht dynamisch genug. Sie können es auch gar nicht werden. So ganz ohne Ressourcen.

Barbara Hofmann ist Korrespondentin für deutschsprachige Medien im Tessin.

NZZ am Sonntag

Syrien

Am Desaster trägt Putin die Schuld

Es war ein notwendiger Militärschlag. Und doch ist man nach Donald Trumps widersprüchlichen Tweets überrascht, wie präzise kalkuliert und gut abgestützt er war. Die USA haben zusammen mit Frankreich und Grossbritannien dem Asad-Regime in Syrien eine klare Botschaft übermittelt: Der Einsatz von Giftgas ist nicht tolerierbar. Gleichzeitig haben sie versucht, eine Eskalation zu vermeiden. Sie griffen nur Ziele an, die in Zusammenhang stehen mit der Produktion chemischer Waffen. Natürlich kann man den USA und ihren Verbündeten den Bruch von Völkerrecht vorwerfen, doch der Uno-Sicherheitsrat, der für völkerrechtskonforme Militärschläge zuständig wäre, hat sich wegen des russischen Vetos zu oft als handlungsunfähig erwiesen. Die Verantwortung dafür, dass die Situation nicht ausser Kontrolle gerät, liegt jetzt bei Russlands Präsident Wladimir Putin, der entgegen allen Versprechen zugelassen hat, dass Syrien seine Chemiewaffen nicht vernichtete. Er sollte endlich dafür sorgen, dass Syriens Regierung künftig auf den Einsatz solcher Waffen verzichtet. Und will er wirklich, dass in Syrien irgendwann bessere Zeiten anbrechen, muss er Bashar al-Asad, der seine eigene Bevölkerung abschachtet, fallenlassen. Das mag derzeit unwahrscheinlich tönen: Aber man kann es nicht oft genug wiederholen. (azu.)

Versicherungsdetektive

Die Verfolgung von Fehlbaren stärkt das Sozialwesen

Rund 200 Personen sind letztes Jahr wegen unrechtmässigen Bezuges von Sozialhilfe oder Sozialversicherungsleistungen angezeigt worden. Gemessen an der halben Million Leistungsbezüger in der Schweiz ist es ein verschwindend kleiner Anteil. Um eine andere Zahl zu nennen: In der Stadt Zürich gibt es auf rund 8000 Sozialhilfebezüger bloss ein Prozent Verdachtsfälle. Und doch wird derzeit heftig diskutiert, ob und wie mögliche Betrüger überwacht werden sollen: Mit Kamera? Mit GPS-Trackern? Mit Drohnen? Die Gegner des neuen Gesetzes zur Überwachung Versicherter sagen, man stelle rechtmässige Bezüger wegen weniger schwarzer Schafe unter Generalverdacht. Das stimmt nicht: Erstens erfolgt die Überwachung gezielt, entsprechend hoch ist die Erfolgsquote. Zweitens fördert die Verfolgung der Fehlbaren das Vertrauen in das Sozialwesen: Geld soll erhalten, wer es nötig hat. Nicht zu unterschätzen ist die präventive Wirkung. Die Angst vor Aufklärung dürfte einige davon abhalten, das Sozialwesen der Schweiz auszunutzen. Es ist ein bisschen wie bei den Verkehrskontrollen: Das Wissen darum bremst Raser, gebilzt werden nur wenige. Deswegen würde auch niemand von Generalverdacht sprechen. (rd.)

Sechseläuten

Brust raus, liebe Bebbi!

Wieso frönen Basler einem Lokalpatriotismus, der mitunter peinlich berührt? Weil sie unter Minderwertigkeitskomplexen gegenüber Zürich leiden. Nur, wieso eigentlich? Zürich mag ein wichtiger Finanzplatz sein. Einer von vielen. Basel hingegen ist die Pharmahochburg schlechthin. An der Limmat herrscht architektonische Copy-Paste-Langeweile. Am Rheinknie werden Akzente gesetzt. Während der FCB Fussball vor grossartiger Kulisse zelebriert, wetteifern Zürcher Stadionplaner mit dem Berliner Flughafen darum, wer später fertig wird. Wie stolz die Bebbi auf ihre Fasnacht sein dürfen, wie ihnen wohl erst morgen so richtig bewusst. Wenn sie als Ehrengäste einem heidnischen Brauchtum namens Sechseläuten beiwohnen. (stä.)

Chappatte



Der externe Standpunkt

Staatsnahe Firmen sollten ins Ausland expandieren

Für VBZ, SRG oder Swisscom ist das Inlandgeschäft eine strategische Sackgasse. Die Betriebe sollten globale Konzerne werden – zum Wohl von Kunden und Steuerzahlern, meint Thomas Sevcik

Zu Jahresbeginn stand in der Schweiz wiederholt das Telefonnetz von kleineren und mittleren Unternehmen still. Ein Wochenendnotfalldienst? Fehlanzeige. Und auch der Kundenservice während der Panne war laut den Betroffenen offenbar miserabel. Netzbetreiberin: die Swisscom.

Vor einiger Zeit fanden in Hongkong die Art Basel Hong Kong und in Basel die Baselworld statt. Viele Akteure an jenen Messestandorten verdienten viel Geld. Nur einer dümpelt bei Umsatz und Aktienkurs vor sich hin: der Eigentümer von Baselworld und Art Basel, die Messe Schweiz (MCH Group). Die Beispiele lassen sich beliebig fortsetzen, das Muster ist klar. Die staatlichen Regiebetriebe oder die staatsnahen Firmen mit Bund oder Kantonen als bestimmenden Besitzern sind zu mächtig, zu träge, zu uninspiriert. Sie sind entweder zu gross für die Schweiz und zum Wachstum nach innen verdammt – oft über höhere Preise oder Verdrängung des Privatsektors. Oder sie sind zwar international tätig, dort aber total zaghaft, wenig erfolgreich und letztlich irrelevant. An Anschauungsmaterial mangelt es nicht:

Die VBZ (Verkehrsbetriebe der Stadt Zürich) sind sehr stolz, ausländischen Delegationen ihr wahrhaftig perfektes Verkehrsnetz zu zeigen. Doch statt das Schulterklopfen zu geniessen, könnten die VBZ viel eher ins Ausland expandieren. Die Metro in Stockholm wird von der Hongkonger MTR betrieben; zahlreiche Netze in Weltstädten von der Pariser RATP.

Die Swisscom wird oft und gerne als sicherheitsrelevant dargestellt. Doch fällt sie vor allem durch hohe Preise und peinliche Pannen auf. Sicherheitsrelevant wären nur eher die Datenriesen Facebook und Google, während das TV-Streaming kaum die Stabilität des Staates garantiert.

Die Art Basel ist mittlerweile eine Milliardenmarke, ein Juwel ohnehin, weil über den Kunstsektor hinaus. Leider will die kan-

tonskontrollierte MCH Group diesen Schatz nicht haben, vermutlich weil es die staatlich delegierten Verwaltungsgeräte nicht wollen. Stattdessen kommt es zu Abschreibungen bei den Messehallen, weil zu teuer gebaut wurde. Schade für uns Steuerzahler.

Die kantonsnahen Energieriesen haben sich in den letzten Jahren strategisch ins Abselbst gemanagt. Nun werden sie mit windigen Gesetzen am Leben erhalten. Die Kunden bezahlen die Zeche dafür. Von billigem ausländischem Gaskombi- oder Atomstrom können sie nur träumen.

Der Flughafen Zürich ist zwar eine veritable Geldmaschine, er ist in den letzten Jahren aber zum Steigbügelhalter eines ausländischen home carrier mutiert – dies ohne Not, denn die Zeit von Hub-Systemen neigt sich dem Ende zu. Er könnte seine Exzellenz als Flughafenbetreiber und Immobilieninnovator («The Circle») gross im Ausland beweisen und noch viel mehr Geld machen, hat aber ganz offensichtlich,

Thomas Sevcik



Thomas Sevcik, 49, ist Mitgründer von Xanadu Alpha, einem Investmentvehikel, das in Frühphasen von latenten Spezialthemen investiert. Er studierte Architektur und war unter anderem mitverantwortlich für langfristige Positionierungsstrategien für Unternehmen und Städte. Er lebt in Los Angeles und Zürich.

abgesehen von ein paar Kleinengagements, schlichtweg Angst davorn.

Bei der No-Billag-Abstimmung wurde immer wieder moniert, die SRG sei zu gross für das Land. Ist sie aber nicht eher zu klein? Könnte sie nicht international gross wachsen und zu einer Multimediatplattform globalen Ausmasses avancieren? Die ewig jammern den Schweizer Medienfirmen wollen dies ja offensichtlich selber nicht tun.

Alle Beispiele zeigen, wie viel Potenzial verschenkt wird, wie viel dem Steuerzahler als Miteigentümer vorenthalten wird. Oft wird man die strategische Bedeutung der staatsnahen Firmen erwähnt. Doch dies ist oft eine Schutzbehauptung und stimmt mit der heutigen Realität nicht mehr überein. Eigentlich hat die Schweiz nach den grossen Banken und Versicherungen nicht mehr viele globale Konzerne hervorgebracht – sie muss nun andere mit Steuerdeals anlocken. Dabei bestünde für unsere staatsnahen Firmen weltweit unendliches Potenzial: von Transportnetzen in den aufstrebenden Metropolen zu Dienstleistungsmarken für die wachsende Mittelschicht in Asien.

Es fehlt Mut und Unternehmerrgeist im behäbigen Management, es fehlt Risikobereitschaft beim Staat. Eine riesige verpasste Chance und viel verlorenes Geld für den Souverän. Die staatsnahen Firmen und Regiebetriebe gehören entweder komplett privatisiert und sollen dann global reüssieren, oder aber der Staat ermöglicht ihnen, mittels privaten Modulen international zu wachsen. In sensiblen Bereichen wie physischen Netzen, Flughafeninfrastruktur (Pisten) oder Medienkanälen (SRF TV) könnte er via entsprechende Vehikel die Kontrolle behalten. Dann spräche nichts mehr gegen eine «Basel Platforms» (MCH Group). «Aerocom» de Zürich (Flughafen Zürich), Swisscom oder «VBZ International» (VBZ) als neue globale Champions sind in Switzerland. Es ist nun die Zeit des Aufbruchs oder der Abwicklung. Eines von beiden muss sein – im Sinne von uns Kunden und Steuerzahlern.